

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 173.

Montag, 6. Juli.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(17. Fortsetzung.)

Johann Friedrich, der keinen Verband mehr trug, aber dem die Narbe noch frisch und rot auf der Stirne brannte, war aufgestanden und hatte nach dem Anliegen des Franzosen gefragt.

Der Offizier zog ein Schreiben aus seiner Brusttasche.

Schweigend, mit zusammengepreßten Lippen las Seidenbender es durch. Es war ein neuer und drückender Befehl.

Für jede Person über vier Jahre sollte nicht mehr als ein Malter Korn zurückbehalten werden. Alles übrige aber nach Mainz abgeliefert werden, binnen fünf Tagen an das königliche Magazin. Wer dem Befehl nicht nachkomme, dessen Haus solle niedergebrannt und er selbst gefangen weggeführt werden!

Vergebens waren die Vorstellungen Seidenbenders, daß man doch auch die einquartierten Soldaten versorgen müsse und daß ein Malter Frucht gar bald verzehrt sei.

Es ist in dieser Zeit Johann Friedrich Seidenbender um Jahre gealtert. Denn was er auch sagte, mit welchen inständigen Bitten er auch den Intendanten und die Offiziere bestürmte, es wurde an diesen Befehlen nichts mehr geändert.

Aber die Nacht darauf war ein heimliches und reges Treiben in Worms. Von den Speichern sah man dunkle Gestalten schleichen, die schlepten schwere Säcke auf ihren Rücken. In tiefen Kellergewölben, zwischen Wänden, Kässern und Rissen wurde die kostbare Brotfrucht versteckt. Viele wohlhabende Besitzer, die von der großen Armut in der Vorstadt wußten, versenkten unzählige Malter Getreide an die ärmeren Mitbürger, die sie zum großen Teil in der Erde vergruben. Sie taten es lieber, — hundertmal lieber, — als es in die Hände der Franzosen abzuliefern.

Aber es blieb immer noch genug übrig, was abgegeben werden mußte. Als die Frist von fünf Tagen verstrichen war, sah man Männer, Weiber und Kinder, — leuchtend unter ihrer Last, — das schöne Getreide an den Rhein in die dazu bestellten Schiffe bringen. Unabsehbar war der Zug, und immer neue kamen herangeleuchtet. Denn es sollte ja am Abend des Tages überall Hausfuchung abgehalten werden. Und jeder zitterte davor, daß sein Anwesen verbrannt und er selber wohlmöglich gefangen abgeführt werden könnte.

So ist der März zu Ende gegangen. Es ist ein wunderbar linder Frühlingstag, — ein Sonntag. Alle Fenster des oberen Seidenbenderhauses stehen weit offen, die herrliche Luft hereinzulassen. Die Linden auf dem Marktplatz haben schon kleine, grüne Knospen, und das Jubeln der Kinder auf den Gassen will kein Ende nehmen. Die Posten der Franzosen und das Durchmarschieren der fremden Soldaten stören sie weiter nicht. Sie sind diese vielen, bunten Uniformen schon bald gewohnt geworden die langen Monate hindurch.

Frau Elisabeth sitzt mit einer Nähnadel im großen Wohnzimmer, dessen Fenster zum Marktplatz hinausgehen. Neben ihr auf dem Teppich kreischt und jubelt das Töchterchen, das Kriechversuche macht, unterstützt von dem um viele Jahre verständigeren Bastel.

Die Tür geht auf, und Johann Friedrich Seiden-

bender tritt ein. Die Kinder sind jetzt etwas scheu geworden vor dem Vater, da er so ernst und wortkarg wurde und nur selten scherzt mit ihnen. So verstummten sie auch gleich bei Seidenbenders Eintritt und beginnen leiser zu spielen. Seidenbender setzt sich neben Frau Elisabeth und streicht sich müde mit der Hand über die Stirn. Da kommt sein Bub gekauert und schmiegt sich an ihn.

„Warum läßt Du so wenig, Vater? Scheint doch die liebe Sonne so schön und alle Vögelchen singen.“

Er fährt dem Kinde lind mit der Hand über den Scheitel. Frau Elisabeth hat die Arbeit in ihren Schoß sinken lassen. Ihre Augen ruhen sekundenlang auf Mann und Kind, und es ist ein Sinnen in ihrem Gesicht. Sie öffnet ein paarmal die Lippen, als wollte sie etwas sagen. Aber es wird ihr schwer.

„Als Du dazumal unter die geborstene Steinmauer zu liegen kamst, Johann Friedrich, und die Sibylle Battenberg Dich fand mitten in der Nacht, — wie kam das just, daß Du zu jener Stunde so nahe am Wormser Hause warst?“

Er hatte den Buben auf seine Knie genommen, der verloren mit den blanken Knöpfen an seines Vaters Wamse spielte.

„Das will ich Dir sagen, Elisabeth. Ich hatte keine Ruhe wegen der Zerstörung der Mauern und war noch spät vor die Tore gegangen. Da sah ich das Weib, das einen Erschlagenen im Schutte suchen wollte.“

Frau Elisabeth unterbrach ihn. „So hast Du mir ja schon einmal erzählt, mein Gemahl. Das meine ich aber nicht. Nur wissen wollt ich, warum just die Sibylle Battenberg Dich fand?“

„Sie hat den Schrei der Frau gehört, weil ja die Battenbergs so nahe wohnen. Sonst ist wohl niemand in der Nachtzeit so in der Nähe gewesen.“

Frau Elisabeth sagte nichts. Sie war wieder so eifrig in ihr Nähen vertieft. Aber irgend etwas fragte sie, — wurmte sie. Schon seit Tagen. Sie hatte gehört, wie eine der Mägde zur anderen sagte, als sie die Herrin just nicht in der Nähe vermuteten.

„Es sah schön aus, als die Battenbergerin zusehen Seidenbender über den Marktplatz führte und heimgeleitete. Wie er sich stützte auf ihre Schulter und bleich und müde schritt!“

„Ja“, antwortete die andere, —

„Ein Franzose hat gemeint, es sei die Seidenbenderin. Aber was macht sich die aus ihrem Mann! Raum gesehen hat sie nach ihm in seiner Krankheit.“

„Die Battenbergerin ist schön und ohne Furcht. Sie soll ihn ganz allein gepflegt haben drüben im Wormser Haus.“

„Ja, Ja.“ flüsterte die andere sichernd, — „ist ihm auch zu gönnen. Hat ja sonst kein Freud und Sonnenschein auf dieser Welt.“

Die Mägde hatten sich wieder entfernt. Elisabeth aber hatte dagestanden wie betäubt.

Es war, als hätte ihr jemand plötzlich mit rauher Hand eine Binde von den Augen gerissen.

Und von dieser Stunde an war es ihr jäh und schmerzhaft bewußt, daß noch etwas in ihr lebendig

war für Seidenbender, — etwas, das sie selber garnicht mehr beachtet hatte. Es war wie eine schwache Glut, die unter viel Asche verborgen glimmt. Die nur eines Lusthauches von außen bedarf, um emporzuschlagen zur Flamme.

Sie hatte seine Treue immer als etwas ganz Selbstverständliches angesehen. Nun war da jenes Wortlein gefallen, — jene Äußerung jenseits der Tür, — die sie eigentlich garnicht hätte hören sollen. Und Dinge, die bisher leblos in ihr gelegen, — waren lebendig geworden dadurch.

War die Battenbergerin wirklich so schlecht? Wollte sie sich hineindrängen in ihre Ehe und Frau Elisabeth rauben, was ihr heiligster und persönlichster Besitz war? Immer wieder mußte die Seidenbenderin verstoßen aussehen von ihrer Näharbeit. Und hinübersehen zu ihrem Mann. War sie denn blind gewesen all die letzte Zeit?

War sein Gesicht nicht schmal und vergrämt geworden, und die Schatten unter den Augen so tief? Sie sah heute erst, wie schwer und breit die Narbe war, die über der Schläfe lag.

Unverwandt sah sie zu ihm hinüber, wie er mit dem Rücken sprach und sich liebevoll herabbeugte zu der Kleinen auf dem Teppich. Und als fühlte er ihren Blick, hob er seine Augen und sah sie verwundert an. Sie senkte verwirrt den Kopf wie schuldbehaftet.

Dann sagte sie jäh und unvermittelt:

„In der Stadt erzählt man, daß General de Tessa nach Worms kommen wird. Was Gott in Gnaden verhüten wolle.“

Sie zitterte, als sie das sagte, denn jedes Kind wußte, daß Tessa das Kommando in Mannheim gehabt hatte bis zur gänzlichen Zerstörung dieser Stadt. Seidenbender preßte die Lippen zusammen und sah aus dem Fenster. Er wußte schon lange, daß es sich so verhielt, wie Frau Elisabeth sagte.

Als er nicht antwortete, kam eine heiße Angst in ihr Gesicht.

„Ich möchte vorher fliehen mit den Kindern. Zu meiner Sippe nach Deutschland. Ins Hessische hinüber. Die Walters und Lambards sind auch schon fort mit ihren Kindern.“

Johann Friedrich Seidenbender antwortete ihr:

„Wenn alle fliehen wollten aus Worms, — was sollte dann werden aus der Stadt? Und wenn wir Rathsherrn unsere Frauen und Kinder zuerst in Sicherheit bringen, so würde das Volk mit Recht uns verachten. In solcher Zeit, in der wir jetzt stehen, Elisabeth, muß man Mut haben und tapfer sein.“

Er hatte sich zum Gehen gewandt und den Türgriff schon in der Hand.

„Ich muß noch zur Münze hinüber. Gehab Dich wohl!“

„Willst Du nicht vorher noch den Abendimbiss nehmen, Johann Friedrich? Es wird immer so spät nachher, und dann ist das Essen kalt.“ Er ließ den Türgriff fahren, so sehr verwunderte er sich. So hatte Frau Elisabeth lange, lange nicht mehr zu ihm gesprochen. War es ihr bisher nicht immer ganz gleichgültig gewesen, wie er sein Essen bekam? Er mußte sich wohl verfehlt haben.

Aber sie stand schon dicht neben ihm und sagte mit heißen Wangen:

„Ich richte schnell den Imbiss, daß Du etwas im Magen hast, ehe Du an die Arbeit gehst.“

Und damit war sie an ihm vorüber aus der Tür. —

Das heilige Osterfest ist gekommen. Den Rhein entlang ist ein Glockenläuten ohne Ende. Denn die Karwoche ist vorüber, und alle Glocken jubeln es in die Lande: „Christ ist erstanden!“

Ostern ist spät in diesem Jahre, man hat schon die Hälfte des April überschritten. Und alle Lande um den Rhein stehen in rosenroter und schneeig weißer Blütenpracht. Wie Märchenstädte hängt es über Bäumen und Sträuchern, und das Jubeln der Vögel will kein Ende nehmen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Durch die goldklare, zitternde Lenzluft schießen janzende Schwalben, die ihre Nester bauen in den

alten, uralten Nisthöhlen, wie sie es schon von ihren Vätern her übernommen haben.

Sibylle hat sich auf ihren Spaten gestützt und sieht über den Rhein hin nach Deutschland hinüber. Sie sieht weit, weit in die Ferne die lichtblauen Höhenzüge des Odenwaldes, verschwimmend in dem süßigen Dunste des Aprilmorgens.

Sie hat eben wieder einen großen Topf Suppe gekocht für alle die Ärmsten, die aus der ausgehungerten Stadt täglich in Scharen zu den Wohlhabenden ziehen, um zu betteln.

Denn die Not in Worms wird immer größer.

Aber Sibylle denkt das alles jetzt nicht. Sie sieht und fühlt nur den Frühling, der wie in einem lichten, blaueidnen Mantel über der Erde schwebt. Blütenblätter vom Apfelbaum fallen zitternd in Rosenduft auf sie nieder. Und es ist ein Bitten und Sehnen in ihr: Wer braucht mich? Wem kann ich helfen? Wem kann ich dienen mit all meiner jungen, blühenden Kraft?

Und wie eine Antwort auf ihr sehndes Fragen kommt der alte Fridolin Gildenborn von der Stadt her gegangen. Er geht heute am Stod, und sein Rücken ist auch gebeugter geworden den Winter über.

„Ich komme heute als Bittender zu Euch, Sibylle“, sagt er lächelnd, als sie ihn hereingelassen hat durch das Pförtlein in der Gartenmauer. „Es ist so lind jetzt und die Frühlingserde so weich, da wollt auch ich gern mein kleines Gärtlein am Lindenhof bestellen. Doch als ich anhub zu graben, da merkte ich, daß meine Kräfte nicht mehr so sind wie einst. Als ich in der Stadt um Hilfe bat, haben sie mich ausgelacht. „Damit die Franzosen alles ernten oder zertreten!“ haben sie mir zur Antwort gegeben. Da wollt ich nur einmal fragen, ob eine Eurer Mägde mir ein wenig helfen könnt gegen Entgelt?“

Er hatte sich dabei auf die kleine, hölzerne Bank gesetzt, die unter der Eiche stand. Sibylle war neben ihn getreten, ihr Körbchen mit Gemüsesamen in der Hand.

„Ach, Ohm Gildenborn, wir haben ja jetzt auch nur noch die dicke Marie im Hause. Dieweil die anderen Mägde aus Furcht vor unserer Einsamkeit davorgelaufen sind. Aber das ist gut so, denn dadurch komme ich jetzt mehr zur Arbeit als früher. Und ohne Arbeit kann ich nimmer sein. Heut um die Vesperzeit, da komme ich zu Euch und will Euch helfen.“

„Gut, gut, Sibylle. Es ist ja nur ein gar klein Stücklein, das ich habe. Aber es hat mir in jedem Jahr soviel Freude gemacht.“

Er hatte sein Köpfelein abgenommen und ließ den Frühlingsschwind durch die schlichten, grauen Haare streichen. Die Hände hatte er zwischen den Knien gefaltet, und seine Blicke strichen zärtlich über die blauen und gelben Krokus im Rasen, die überall ihre Köpfe hoben zwischen dem welken Laub.

„Solch ein Gottessegel!“ flüsterte er, — „solch ein Gottessegel, wie er in einem einzigen Frühlingsmorgen lebt! So alt man ist, man kann in jedem neuen Jahre nicht heraus aus dem Staunen. Ja, mir will oft scheinen, als würde es schöner mit jedem Jahr!“

(Fortsetzung folgt.)

Sommernittag.

Schweiß brütet in der Mittagssonne Glut
Der Sommertag, kein Lüftchen will sich regen.
Der Menschen Arbeit in den Feldern ruht,
Schwer hängt in gold'nen Ähren Dimmelsregen.
Es sittert über'n Buchenwald die Luft,
Kein Vogellaut in tiefer Waldesstille —
Vom Bergeshang weht betäubend süßer Duft
Von wilden Tomians rosenroter Fülle.
Ein Reh steht äsend still am Regesbaum —
Um mich geheimnisvolles, tiefes Schweigen.
Das Bächlein plätschert leis nur, wie im Traum,
Und Specktes Hämmern droben in den Zweigen.
Der Frieden, der mich köstlich hier umflingt
Läßt Gottes Nähe feierlich mich ahnen.
Tief in das Wunder der Natur versenkt,
Wird er den Weg zum Herzen still sich bahnen.
Jenny Kruse-Petermann.

Betrachtungen eines alten Jägers über die Jagd im Juli.

Der berühmte „hundertjährige Kalender“ prophezeit: „Zu Beginn des Juli ist es kalt und unfreundlich, vom 9. bis 12. gibt es kühle Nächte und heiße Tage, darauf herrscht bis Ende des Monats unruhige Dürre.“ Mein alter treuer Jagdaufseher B., den nun schon lange die Erde bedeckt, hat auf den „hundertjährigen“ geschworen. Beim Ansehen des Termines für manche winterliche Treibjagd hat er recht behalten. Ich entsinne mich eines Falles wo eine größere Wintertreibjagd angelegt war, zu der ich von auswärts einige Freunde und Kameraden eingeladen hatte. Es sollte ganz besonders schön werden, aber als ich zwei Tage vorher im Jagdhaufe eintraf, goß es in Strömen; es goß auch noch am nächsten Tage. Großer Kriegsrat wurde gepflogen. Der Förster, zwei Revierjäger stimmten für Abjage der Jagd, der alte Jagdaufseher aber erklärte: morgen ist das schönste Wetter, denn der „Hundertjährige“ sagt's. Ich ließ also die Depeschen nicht abgehen und am Abend schlug das Wetter um, am anderen Morgen herrschte Frost, blauer Himmel, herrliches Jagdwetter. Wir haben zwei wunderbare Treibjagden damals genießen dürfen. Der „Hundertjährige“ spielte auch zur Blattzeit immer eine große Rolle in unseren „Erörterungen.“ — Also wenn es diesmal nach ihm geht, dann werden wir ja bei der für Ende Juli angesetzten Dürre ein recht heißes Wetter zu Beginn der Blattzeit zu erwarten haben. Bollmond ist am 29. Juli und da wird wohl das Minispiel des roten Waldfreiherrn, des edlen Rehbocks, mit aller Macht einsetzen, in die Zeit vom 4. bis zum 10. August fällt dann der Höhepunkt der Brunst, wo auch die alten „Geheimräte“ sich betören lassen, und dann ist Schluß bis zur „Nachbrunst“, die etwa am 16. August anfängt und zwei bis drei Tage dauert.

Hoffentlich macht der Wettermacher Petrus keinen Strich durch diese menschlichen, jägerlichen Hoffnungen! Wenn Regenwetter einsetzt, dann verläuft auch im bestgehegten, gutbesetzten Revier die Brunst ganz heimlich!

Geht alles „normal“, dann bemächtigt sich etwa um den 25. Juli herum des bisher „heimlichen“ Rehwildes eine von Tag zu Tag deutlicher werdende Unruhe. Hin und wieder sieht man „treibende“ Böcke, die die Rinde jagen. Einige Tage darauf ist dann die Brunst im vollen Gange. Nach meinen fünfundsiebzigjährigen Erfahrungen — ich habe als fünfzehnjähriger meinen ersten, selbstausgemachten Bock schießen dürfen — wird viel zu früh mit dem Blatten begonnen und viel zu früh aufgehört! Wenn man in den letzten Juli-Tagen nur hin und wieder blattet, die eigentliche „Blatt-Jagd“ aber erst in der Zeit vom 4. bis zum 10. August ausübt, dann wird man seinem Revier nützen und sich selbst größere Freude bereiten. Der Beginn der Blattzeit liegt im Juli und deshalb möchte ich schon in dieser Monats-Besprechung einige Regeln für den jüngeren Jäger mitteilen. Die älteren Semester bedürfen erfahrungsgemäß der Mitteilung solcher Richtlinien nicht. Jeder wird nur durch eigene Erfahrung klug und demgemäß jagdlich auch nur „nach seiner eigenen Fassung selig“.

Die Blattjagd ist kein Kinderspiel, keine Theateraufführung, bei der alles programmäßig verläuft und alles am Schnürchen geht. Es wäre auch wenig reizvoll, wenn zunächst ein bißchen „Rufil“ gemacht würde, dann der Rehbock erscheint und dann „Knall-Effekt!“ Tragischer Ausgang oder Hohn gelächter der Hölle, in Gestalt des mit mächtigem „Schimpfen und Schreden“ gesund abspringenden Rehbocks. Beim Blatten sorgt der rote Bock für die nötige Abwechslung! Am besten blattet man zu zweien! Man halte sich immer dabei vor Augen, daß das Blatten ein durch die verschiedenen zum Blatten notwendigen Aufenthaltspausen unterbrochener Pürschgang ist. Lautlos geht's durchs Revier zu der Stelle, wo geblattet wird und dann lautlos wieder weiter! Auch der allein jagende Blattjäger soll nicht im Eilschritt das Revier durchrennen und durchblatten, sondern ruhig und bedächtig zu Werke gehen. Ist er lautlos am Blatt-Platz angekommen, der unter sorgfältiger Beobachtung des Windes eingenommen werden muß, so setzt er sich auf seinen Jagdstuhl und verhält sich etwa 10 Minuten lang mühsenstill. Nun läßt er den ersten Blatt-ruf ertönen und blattet dann in der üblichen Weise, die sich nicht theoretisch auf dem Papier oder durch gedruckte Anweisung „einhämmern“ sondern nur in der grünen Praxis unter Leitung eines alterfahrenen Jägers erlernen läßt. Nach Beendigung des Blattens bleibt man nochmals eine Viertelstunde ruhig sitzen, wartet und beobachtet, ohne sich viel zu bewegen. Nur so und nicht anders wird es gelingen, manchen alten braven Bock, der vorsichtig, nachdem der letzte Blatt-Ton verhallt ist, angeschlichen kommt, vor die Büsche zu bekommen.

Nach meiner Beobachtung sind die Nachmittagsstunden von vier bis sieben Uhr die beste Tageszeit zum Blatten; mehr wie vier bis fünf „Blattrationen“ kann man, wenn man sachgemäß verfährt, in dieser Zeit nicht machen! Auch die kalten Vormittagsstunden, von 11 bis 12 Uhr, wenn der Wald menschenleer ist, sind gut. In aller Frühe habe ich zur Blattzeit wenig Erfolg gehabt. Da möchte ich eine Frage berühren, die jeden Naturfreund interessieren wird. Wann schläft eigentlich unser Rehwild? Nach meinen Beobachtungen müssen Reh und Hirsch sehr wenig

Schlaf nötig haben! Sie ziehen nicht nur die ganze Nacht zum Aßen umher, sondern bleiben im Sommer, wenn sie in der Frühe in den Wald zurückgewechselt sind, bis gegen mittag auf den Läufen. Ihre gewöhnliche Ruhezeit ist etwa von 12 Uhr mittags bis 4 Uhr nachmittags. Was muß das aber für ein unruhiger Schlaf sein, wenn man sieht, wie sie sich in jeder Minute heftig schütteln, um die unerträglichen kleinen Blutsauger zu verschrecken. Um ein vollständiges Bild des Schlafens der Rehe und Hirsche zu erhalten, müßte man unzählige Beobachtungen zusammentragen. Da werden sich natürlich auch viele Ausnahmen von dieser kurzen allgemeinen Schilderung ergeben. Wohl jedem älteren Jäger ist es begegnet, daß er auf der Frähpürsch auch einmal einen fest schlafenden Bock oder eine Rinde hochgemacht, beinahe „aus dem Lager herausgetreten“ hat. —

Mitte Juli beginnt auch die Jagd auf Enten; die noch nicht vollwüchsigen geringen Enten sind keineswegs als „jagdbar“ anzusprechen und sind unbedingt zu schonen.

„Weideleut“ und Jagdstudenten
Sehen jetzt hinaus auf Enten,
Mancher aber bringt nur — leider
Nichts nach Haus als nasse Kleider. —

Geringes, kaum flüßiges Jungzeug zu schießen: das macht wahrlich keine Freude, wohl aber die ausgewachsene Wildente, vor allem den schillernden Erpel in seinem prächtigen Federschmuck zu erbeuten! Wenn im Morgengrauen der Nachen fast lautlos dahingleitet über den glatten Wasser-Spiegel, wenn das Schilf sein leises Klagelied flüstert und der ziehende Nebel gegen die Sonne kämpft, wenn das Enten-Volk mit Geschnatter und Geflatter plötzlich aus dem Röhricht aufspricht, wenn der Doppelschuß hinaus bröht in den stillen Morgen, wenn der treue Hund mit heißem Eifer auf die schwimmende Beute zurubert — das sind köstliche Stunden für den Jäger!

Wir Jäger sind in erster Linie berufen, auf dem Gebiete des Naturschutzes praktische Arbeit zu leisten und deshalb möchte ich die Gelegenheit benutzen um alle, die noch draußensitzen, zu bitten, diese Bewegung zu unterstützen. Für alle Naturfreunde ist es interessant zu erfahren, daß auf dem Gebiete des Bogelschutzes neuerdings wieder einige Erfolge zu verzeichnen sind. Im Gebiet des Mittel-Rheins, wo der Uhu fast ganz verschwunden war, haben sich — wie mitgeteilt wird — wieder mehrere Paare auf ihren alten Felsenhorst-Plätzen eingefunden. Auch aus dem Harz und dem Thüringer Wald hört man von einem Wiederauftreten des Uhus. Weiter wird von einer Zunahme der See-Adler im Gebiete der Ost-See berichtet; andererseits wird mitgeteilt, daß der in Schleswig-Holstein noch horkende Koll-Rabe, um dessen Zunahme man sich ebenfalls bemüht, bisher kaum häufiger auftritt.

Dagegen hat mich eine Mitteilung im „Kosmos“ aufs höchste interessiert: die Nachricht, daß der „Tatzelwurm“ doch noch existiert. Näheres darüber bringt das Aprilheft des Kosmos. (Grand'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart) in einem für alle Jäger und Naturfreunde sehr lesenswerten Aufsatz des Herrn S. Glucher. Früher habe ich die Geschichte vom Tatzelwurm immer für Jägerlatsch gehalten, aber die jetzt vorliegenden Mitteilungen haben mich nahezu überzeugt, daß es „so etwas“ noch gibt, allerdings nicht so, wie es Victor von Scheffel einst wein- und sangesfroh geschildert hat. Als Bonner Studenten haben wir gar manchmal Scheffels schönes Lied vom „Tatzelwurm“ gesungen:

Vom Pentling bis zum Wendelstein,
War Fels und Luft und Wasser mein,
Ich flog, ich ging, und lag gerollt,
Und statt auf Heu schlief ich auf Gold,
als Tatzelwurm!

Hornhautig war mein Schuppenleib,
Und Feuerpe'n mein Zeitvertreib,
Und was da trock den Berg hinauf
Das blies ich um und fraß es auf,
als Tatzelwurm!

Doch als ich mich so weit vergaß,
Und Semmerinnen roh auftraß,
Da kam die Sintflut grausenhaft
Und tilgte meine Bergwirtschaft
Zum Tatzelwurm!

Ich bin gespannt, wie sich der heutige Tatzelwurm, Berg- oder Springwurm „entpuppen“ wird und werde später darüber berichten, aber natürlich nicht in klassischem Jägerlatein, sondern auf Grund der vorliegenden Beobachtungen.

Allen Naturfreunden und Jägern Weidmannsheil!

Dr. Ludwig Roth.

Ich lerne „Raubtierwärter“.

Von Paul Cipper.

Um Irrtümer von vornherein auszuschalten: es gibt weder eine Schule für Raubtierwärter, noch habe ich zunächst die Absicht, mir eine Anstellung als Tierpfleger zu suchen. Meine Lehrzeit war vielmehr eine Improvisation, entwickelte sich aus dem — Zufall. Was auch wieder nicht völlig stimmt!

Ich muß schon in der richtigen Reihenfolge erzählen: Hagenbeds hatten 500 Tiere von Stellingen nach Paris zu transportieren: Löwen, Zebras, Elefanten, Schwäne, Straffen, Paviane, eine ganze Arche Noah. Auf der Kolonialausstellung sollten nämlich auch die Tiere der Tropen gezeigt werden, und weil niemand so schön einen modernen, gitterlosen Zoo bauen kann, wie die Söhne des alten Karl Hagenbeds, wurde der Pariser Auftrag nach Deutschland vergeben.

Um nun 500 Tiere zu verschicken, von denen einige über 3 Meter lang, andere wohl 100 Zentner schwer sind, lohnt sich schon ein Extrazug, und da ich gern überall dabei bin, wo es sich um Tiere handelt, bestellte ich mir einen Plaz.

„Warum nicht“, sagte mein Freund Heinrich Hagenbed, „aber es sind zwei Haken bei der Sache. Erstens gibt es dort keine Postterklasse, sondern nur eine Ede mit etwas Deu, und zweitens fährt der „Hagenbed-Expreß“ fünf Tage und vier Nächte!“

Ich ließ mich nicht abschrecken, fuhr nach Stellingen und kam eben zurecht, wie eine Löwenmutter mit vier kaben-großen Kindern in ihre Transportkiste gelockt wurde. Dann ging ich auf die Verladerrampe des Güterbahnhofs, und weiß die berufsmäßigen Tierpfleger mit die sympathischsten unserer Zeitgenossen sind, hatten wir „die Sache bald klar“. Im zweiten Güterwagen, der 10 Meter lang ist, stehen „nur“ zwei Elefanten. Die andere Hälfte des Wagens ist mit Heu gefüllt; eine Löwenmutterkiste steht allerdings auch noch in der Ede; aber sonst können in diesem geräumigen, ja luxuriösen Schlafsalon statt der drei Wärter auch vier Menschen unterkommen.

Abends fuhr ich los. Bei dieser 88-Stundenfahrt hat sich so viel zutragen, Komisches und Abenteuerliches, daß man „nebenbei“ nicht davon erzählen kann. Ich will hier nur berichten, wie es kam, daß ich Stallburche bei den Raubtieren wurde.

Man kann sich denken, daß Löwen nicht einfach in Postpaketen verschickt werden können; sie müssen unterwegs gepflegt, gefüttert und neu gebettet werden. Dazu hat man bei den vielen Aufenthalten genügend Zeit; schade nur, daß es zu so merkwürdigen Stunden immer geschieht, mitten in der Nacht, am sehr frühen Morgen; einerlei, ob der Mensch selber Hunger hat, ob es in Strömen regnet. Raum, daß der Güterzug hält, gibt unser Oberwärter das Kommando: „Alle Mann an die Arbeit!“

Warum soll ich allein faul auf dem Heu liegen bleiben, mich weiter von der Elefantenmutter zudecken lassen? Außerdem, acht Leute sind nicht viel zur Wartung von 500 Tieren; da bedeutet der neunte Mann schon etwas, wenn ich auch nur eine halbe Nutzkraft bin. So habe ich am Sonntagabend von 5 bis 7 Uhr sechzehnmal große Wassereimer geschleppt, in jeder Hand einen, aber unter erschwerten Umständen. Der Weg von der Pumpe bis zu unserem Zuge war 120 Meter lang und führte quer über Rangiergleise. Ich kann die Versicherung abgeben, daß man bei solchem Wassertragen eine Ahnung von der Schwierigkeit des Gleichgewichthaltens bekommt.

Als endlich der letzte Flamingo getrunken hatte und ich mir eben überlegte, wie ich wohl zu einer Wirtschaft und dem ersten warmen Bissen kommen dürfte, ruft mich der Raubtierpfleger an: „Wissen Sie was?“ sagte er, denn er stammt aus Berlin, „Sie kommen mir irade recht. Ich muß den Käfigwagen aufmachen und alleine kann ich det nicht. Sie sind doch ein Tierfreund!“

Er drückte mir eine schwere Holzstange in die Hand, und gemeinsam wuchteten wir nun den Bleckedel vom Raubtierwagen hoch, so daß die Löwen Luft und Licht bekommen. Einfach ist das nicht; denn der Raubtierwagen steht mit samt seinen Rädern oben auf der offenen Güterlore, so daß die Eisengitter also erst etwa in Augenhöhe anfangen. Aber ich freue mich, die schönen gelben Raben anzusehen; 19 Stück sind es, darunter 6 ausgewachsene große Mähnenlöwen.

„So, jetzt schnell Wasser holen“, kommandiert mein Chef, und wieder stolpern wir mit unseren Eimern über die Gleise. Dann kramen wir zwischen den Zebrastricken die eisernen Trinkgefäße hervor, ich leitere auf einen kleinen Affentasten und sehe nun die Wasserpflanzen in den Löwen-täfig. Man muß sich dabei vorsehen: die Tiere sind durstig,

brummen, können sich nicht gedulden, langen mit den Pfoten heraus, und bekanntlich haben daran gefährliche Krallen.

„Gut gemacht für den Anfang“, sagt der Dompteur. „Das Miften wird heute geschenkt. Machen wir morgen an der Grenze. Ich kloppe Sie dann schon heraus!“

Eine halbe Stunde lang habe ich mich in einer Bahn-wärterhütte gesäubert; das Trocknen besorgte die Sonne. Und zum Abendbrot reichte gerade noch die Zeit.

Um 5,30 Uhr am anderen Morgen begann der Dienst, leider bei strömendem Regen. Aber ich hatte einen wasser-dichten Poncho bei mir, fuhr mit dem Kopf durch den Schlitz und machte wieder den Löwenwagen auf. Diesmal bekam ich einen langen Eisenstab, der vorn ein Querband hat wie ein Rechen, und den man „Kraße“ nennt. Damit säuberte ich die einzelnen Löwenabteilungen, d. h. ich begann das Stroh herauszuwangeln, den Mist und die Löwenwolle. In der Nacht hatten sich nämlich „zwei alte Herren“ etwas gerauft; auch jetzt grollten sie und schimpften, sind wohl hungria.

Meine Tätigkeit ist gar nicht so einfach, wie man denken sollte; alles will gelernt sein, auch das Herauskraben von feuchtem Stroh durch den schmalen Spalt zwischen den Gittern und dem Käfigboden. Dazu kommt, daß die Löwen recht unterschiedlich auf meine Wirksamkeit reagierten. Die einen brüllten mich an, andere spielten mit meiner Eisen-kraße, und der große Schwarze legte sich mit seinem ganzen Gewicht darauf, wollte schlafen. Jedenfalls brauchte ich anderthalb Stunden; aber dann lag auch ein richtiger Mist-haufen zwischen den Gleisen.

Nächster Akt: „Fleisch schneiden“, bestimmt der Löwen-meister. Wir haben als Reiseproviand zwei Pferdeviertel mit uns und mußten nun mit Beil und Säge Portionen von 10 bis 12 Pfund herauschneiden. Das Ganze geschah im Verborgenen, damit die Löwen nicht allzu aufgereg werden. Und dann hieß es „im Galopp marschmarsch durch den Regen“, in jeder Hand ein blutiges, altstichiges Stück Fleisch. Die Löwen toben an ihren Gittern; schnell eine Ration auf die Eisengabel gespießt, hochgestemmt; der Dompteur öffnet eine Luke, zwei Pranken fassen zu, vorbei — die nächste Ladung!

Als dann alles geschafft war und die Zollgrenze noch immer nicht freigegeben wurde, habe ich die jungen und halberwachsenen Löwen gestreichelt; nach dem Frühstück sind sie plötzlich voll Zärtlichkeitsverlangen. Das hatte auch sein Gutes, denn der Regen wusch mir den nicht sehr sauberen Overall blank.

„Sie sind richtig, Doktor“, lobte mein Chef. „Aus Ihnen wird ein tüchtiger Assistent!“ Und so kam es, daß ich meinen diesjährigen Pariser Aufenthalt fast ganz im — Raubtierhaus verbrachte.

Scherz und Spott

Der Fremde.

„Hier im Ort ist also eine Irrenanstalt?“

„Ja, eine sehr interessante sogar!“

„Wieso?“

„In der Anstalt befinden sich zwanzig Irre, die sich alle einbilden, Karl der Große zu sein!“

„Nicht möglich!“

„Ja, und das Ärgerlichste dabei ist, daß alle zwanzig im Irrtum sind!“

„Na selbstverständlich!“

„Gewiß! Denn in Wirklichkeit bin ich Karl der Große!“ (Heraus.)

Auf der Welt.

„Ihr Sohn soll ja in der letzten Zeit so vorwärts gekommen sein!“

„Eminent! Vor fünf Jahren trug er meine Anzüge — jetzt trage ich seine!“ (Berlingske Tidende.)

An!

„Hast Du gehört, Janzen ist wegen Betruges angezeigt worden!“

„Was hat er denn angestellt?“

„Er hat seine Stachelbeeren rasiert und dann als Wein-trauben verkauft!“ (Nottingham News.)

Konjulation.

„Derr Doktor, ich glaube, ich bin krank!“

„Na, wir wollen mal sehen! Wie leben Sie denn so?“

„Run — wie jeder andere arme Schluder: ich arbeite wie ein Pferd, renne umher wie ein Viehesel, bin abends müde wie ein Hund und schlafe wie ein Bär!“

„Um . . . hätten Sie nicht vielleicht lieber einen Tierarzt aufsuchen sollen?“ (Goslin.)